

dtv

»Dieses Buch enthält persönliche Reiseaufzeichnungen, Gedanken, Erinnerungen und Abschweifungen«, erklärt Michael Kleeberg in seinem Libanesischen Reisetagebuch. Geführt hat er es während eines vierwöchigen Aufenthalts in Beirut, zu dem er im Rahmen der literarischen Begegnungsreihe »West-östlicher Diwan« Anfang 2003 eingeladen war. Durch Abbas Beydoun, einen der wichtigsten libanesischen Schriftsteller und zugleich Feuilletonchef der libanesischen Tageszeitung ›As-Safir‹, bekommt er Einblicke in das alltägliche, aber auch kulturelle und politische Leben in dieser »weißen Stadt« – »alles ist hier Spiel von Licht und Schatten«. Er führt Gespräche über den Islam, den Westen, über Literatur und Film. Zwei Frauen erzählen ihm, wie sie im Bürgerkrieg überlebt haben. Und das Tal des Adonis tut sich auf. Kleeberg beschreibt aber auch ganz anschaulich und sinnlich Mahlzeiten und Speisen, duftend nach tausend Gewürzen von Kreuzkümmel bis Kardamon. Und voller Humor erzählt er von sich, seiner Tochter, seiner Arbeit und den vielen Katzen in Beirut.

Michael Kleeberg, geboren 1959 in Stuttgart, wuchs in Böblingen und Hamburg auf. Er lebte in Rom und Amsterdam und von 1986 bis 1999 in Paris. Heute arbeitet er als Schriftsteller und Übersetzer (u. a. von Marcel Proust) in Berlin.

Michael Kleeberg

Das Tier, das weint

Libanesisches Reisetagebuch

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Michael Kleeberg
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:

Barfuß (12357)
Ein Garten im Norden (12890)
Der Kommunist vom Montmartre (12938)
Proteus der Pilger (13034)
Der König von Korsika (13102)
Der saubere Tod (13378)

Dieses Buch enthält persönliche Reiseauf-
zeichnungen, Gedanken, Erinnerungen und
Abschweifungen. Es erhebt keinen Anspruch
darauf, Unbekanntes oder Relevantes über
den Libanon oder die Region des Nahen
Ostens mitzuteilen.

Oktober 2007
© 2004 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Erstveröffentlichung: Deutsche Verlags-Anstalt, München
Verlagsgruppe Randomhaus GmbH, 2004
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Corbis/Gérard Degeorge
Satz: Boer Verlagsservice, München
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13601-3

Für Petra und Paula

Ich bin nicht mehr meines Lebens Gärtner,
ich überlasse es jetzt den eiligen Gästen
und den Freunden, die es sich durch
ihren Verrat verdienten.

*Abbas Beydoun,
aus dem Gedicht »Zimmer«,
übersetzt von Stefan Weidner*

La réalité est un terrain mouvant.

Rachid Daïf

Si vous ne m'aimez pas, sachez que je
ne vous aime pas non plus!

Maurice Pialat

Mosaikpixel, Bild- und Tonscherben, Zeitsedimente. In diesem geschichtsgesättigten Boden wird jede Grabung auf einen Fund stoßen: Müllsäcke von gestern, königliche Sarkophage von vor dreitausend Jahren, Skelette aller Epochen. Tief ist der Brunnen der Vergangenheit, aber sofern die Zisterne noch Wasser führt, sieht der zage Blick hinein und hinab das eigene Spiegelbild, verschwommen und fratzenhaft, dennoch gewissermaßen ein Trost: ein alter Bekannter.

*

Bereits im Flug nach Frankfurt wird das übliche Rumoren meiner Flugangst und der dazugehörigen Versuche, umherblickend Gründe zu finden, die das Schicksal gnädig stimmen könnten (viele Kinder an Bord), oder Dinge, die im Moment der Katastrophe sich als hilfreich erweisen mögen (feuerabweisende Decken), übertönt vom weißen Rauschen der Furcht vor Al-Qaida-Terroristen.

Mein mißtrauisch diskretes Spähen nach Verdächtigen konzentriert sich auf meinen Sitznachbarn, einen unauffälligen jungen Mann (das war Mohammed Atta auch) mit

den bedenklichen Attributen Taucheruhr und Siegelring. Seine Hautfarbe bezeichnet ein rassistischer französischer Ausdruck als *basané*; das faßt alles, was irgendwie sonnengebräunt und gegerbt wirkt, von Südeuropäern über Zigeuner und Nordafrikaner bis hin zu Arabern.

Ich überlege, ob ich mich heldenhaft verhalten und, falls er versucht aufzustehen, verhindern soll, daß er an mir vorbei von seinem Fensterplatz in den Gang kommt, um von dort aus mit seinen Handgranaten das Cockpit zu stürmen.

Nach einiger Zeit entziffern meine zu ihm hinschielen- den Augen sein Flugticket: Auch er reist nach Beirut, woraus ich schließe, daß er zumindest nicht vorhaben kann, schon diese Maschine zu entführen, es sei denn, seine Tarnung reicht bis zu ostentativer Geldverschwendung.

In der Entspannung, die bei allen Passagieren immer nach der Landung eintritt, kommen wir ins Gespräch, und es erweist sich rasch, daß er kein Terrorist ist, sondern eine Klette, die bis zum Einstieg in den anderen Flieger nicht mehr von uns weicht, uns unnötigerweise bei der Suche nach dem richtigen Gate assistiert, mit uns zusammen Kaffee trinkt, uns zu seiner bevorstehenden Hochzeit einlädt und fragt, ob wir schon wüßten, wie wir in Beirut vom Flughafen in die Stadt kommen. Ein Stenz, harmlos, freundlich und offenherzig. Doch mein Mißtrauen will keinen unrühmlichen Abtritt, und ich bleibe wortkarg und halte Abstand.

Das Flugzeug nach Beirut ist so voll von Terroristengesichtern – aus jeder zweiten Reihe sehen mich die orientalis- ch schwarzen, ausdruckslosen Augen Osama Bin Ladens an –, daß meine gesamte, ohnehin von der späten Uhrzeit und der normalen Flugangst geschwächte Energie bin-

nen kürzester Zeit aufgezehrt ist. Es strengt an, jedesmal zusammenzuzucken, wenn einer aufsteht, um zur Toilette zu gehen, in den Gesten zu lesen, auf ein koordiniertes Vorgehen mehrerer dieser Männer zu achten.

Ich versuche, meine Sterbensängste mit der logischen Überlegung zu besänftigen, all diese Terroristen würden doch wohl nicht auch noch in die Häuser einer der eigenen Städte stürzen wollen. Zwei Reihen vor mir sitzt auf der anderen Seite des Gangs eine junge Frau mit Kopftuch. Eine schwangere Frau – für mich nicht wie sonst seit Paulas Geburt ein entzückender, rührender Anblick, nein, ich sehe eine Selbstmord-Attentäterin mit einem als schwangeren Bauch getarnten Sprengstoffgürtel um den Leib, starre voller Angst und Abscheu auf ihren Nacken und frage mich, wie ich sie enttarnen soll. Die bildliche Vorstellung davon, wie ich es tue, bewirkt aber, daß ich beginne, mich meiner Phantasien zu schämen. Die Müdigkeit macht mich fatalistisch. Nicke öfters ein, schrecke dann wieder auf, gewissermaßen empört über mich selbst, über meinen Körper, der nicht auf dem *qui vive* bleiben will, der sich weniger sorgt als ich.

Nach außen dringt, glaube ich (aber man täuscht sich da leicht) nichts von alledem. Meine feuchte Handfläche bemerkt außer Petra, in deren trockene sie sich bei Start und Landung krampft, keiner, er sähe denn die Schweißspuren auf den Plastikarmlehnen. Paula, die mittlerweile schläft, hat mich zu Haltung gezwungen: Was für ein Beispiel wäre ein Vater, der nicht wagt, sich zur Seite zu lehnen, aus Angst, das Flugzeug schmierte dann sogleich über den Flügel ab, für eine knapp Dreijährige, die sich entspannt in ihrem im Nichts aufgehängten Sitz kuschelt und gut gelaunt aus dem Fenster in den Abgrund blickt?

In den Momenten zwischen Wachen und Schlafen nach dreieinhalb Stunden Flug, in denen ich nicht mehr ernsthaft an eine Katastrophe glaube, interpretiere ich den Kloß im Magen zunehmend als erwartungsvolles Lampenfieber vor dem Wechsel ins Fremde.

*

Begonnen hat alles mit der Einladung zu einem Projekt namens West-östlicher Divan. Ein arabischer Autor verbringt einige Wochen in Berlin und wird dort von einem deutschen an die Hand genommen, dann folgt der Gegenbesuch, zu dem ich jetzt aufbreche. Der Anklang an den Goetheschen Gedichtzyklus, den ich immer geliebt habe, dieses Manifest der *convivialité*, der geistvollen Geselligkeit, diese Evokation einer gemeinsamen Tafel für Menschen und Götter verschiedener Epochen, macht mir sogleich Lust zur Teilnahme, obwohl oder weil ich weder den Nahen Osten noch die arabischen Länder oder die islamische Kultur kenne.

Meine einzige Bedingung ist, nicht mit einem Araber zusammengekoppelt zu werden, dessen *ceterum censeo* »Tod den Juden« lautet. Da, sage ich, hört mein Wille zur Kommunikation auf.

Aber ich habe Glück, viel Glück. Der Mann, mit dem ich gemeinsame Wochen in Berlin und Beirut verbringen soll, heißt Abbas Beydoun. Als Lyriker benötigt er wie jeder arabische Autor einen Brotheruf, die meisten von ihnen sind Dozenten oder Journalisten. Abbas ist verantwortlich für die Kulturseiten der linken Beiruter Tageszeitung *As-Safir*.

Seine politischen Essays, in deutschen Blättern nachgedruckt, sprechen eine klare Sprache: demokratisch, laizi-

stisch, bar jedes Fanatismus, in europäischer Kultur beschlagen, aber weder europahörig noch eurozentrisch.

Als Dichter gleicht er eher Celan als Orpheus. Einmal, anlässlich eines von viel Musik begleiteten und popularisierten Poesiefestivals, sagt er, die Lyrik sei die fragilste, die leiseste aller Künste. Sie könne nur verlieren, wenn sie neben anderen, eingängigeren stehe.

Rasch, mit den ersten Bildern, muß ein Gedicht meine Synapsen aktivieren und mir Raum für Entdeckungen und Erinnerungen schaffen, sonst lege ich es beiseite. Die Sprachbilder von Abbas sind Köder, nach denen ich neugierig schnappe, und mit einem kurzen Ruck seiner Syntax hat er mich am Haken, um mich nicht mehr freizugeben.

Im Laufe unserer Bekanntschaft erkenne ich bald, daß ich mit meiner Bewunderung für seine Fähigkeiten keine Pionierleistung vollbringe. Vielmehr werde ich Zeuge, wie die Anerkennung, die ihm zuteil wird, immer weitere Kreise zieht, weit über die arabische Welt und die an ihr interessierten Europäer hinaus.

Abbas Beydoun, 1945 in Sur geboren, der alten phönizischen Hauptstadt Tyrus, aus schiitischer Familie stammend, hat im Gefängnis gesessen, zweimal, eingesperrt aus politischen Gründen von seinen Landsleuten und als Libanese von der israelischen Besatzungsarmee. Er hat, ähnlich unserer hiesigen 68er-Generation, einmal die Literatur der Politik untergeordnet, doch hat er sie dabei weder verraten noch verkauft und daher seine künstlerischen Kräfte nicht verloren.

Schon bei der ersten Begegnung ist klar: Wir werden uns verstehen.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er sei dir wert als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten sagt ihr Lebewohl!
Zum Osten du, er westwärts, Pfad an Pfad –
Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig aus:
Er ist es! ja, da war's! als hätte nicht
So manche Tagesfahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr sich drein gelegt.
Nun tauschet War' um Ware, teilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirke neuen Bund –
Der erste Gruß ist viele tausend wert,
Drum grüße freundlich jeden, der begrüßt.

Im Geiste des Goetheschen *Divan* begreife ich das »An die Hand nehmen« als ein gemeinsames Heiligen des Alltags: zusammen essen, spazierengehen, plaudern, lachen, schweigen, zuhören, beobachten. Wir durchstreifen das herbstliche Berlin, zugleich das von 1933 oder 1945 und das des achtzehnten Jahrhunderts. Wir sind aber auch im südlibanesischen Hügelland der fünfziger Jahre und im Schönbuch der späten sechziger, ebenso wie im umkämpften Beirut und im geschäftigen Hamburg der achtziger. Und vor dem Französischen Dom erinnern wir uns beide an die Zuflucht Paris, wo jeder von uns gelebt hat.

Ich werde Zeuge, wie Orte und Begegnungen dem Sensorium des Dichters Material liefern für das lyrische Berliner Tagebuch, das den literarischen Ertrag seines Aufenthalts in Deutschland bilden wird.

Nicht nur erkennt man einen Menschen, wenn man mit ihm ißt, auch Freundschaften entstehen am gedeckten

Tisch. Zwischen Abbas und Paula herrscht Liebe auf den ersten Blick. Zur Taufe schenkt er ihr eine Diddlmaus.

Im Kreis der deutschen Islamwissenschaftler und Orientalisten, der Bikulturellen und Surfer zwischen Morgen- und Abendland, macht meine proisraelische Grundhaltung Sorgen. Wie ein Kind, das noch immer glaubt, die Erde sei ein großer Pfannkuchen, über den ein Himmelszelt mit wer weiß wie vielen Sternlein gespannt ist, versucht man mich aufzuklären, behutsam, damit ich nicht erschrecke, aber doch beseelt von pädagogischem Eros, der mir den Gedanken austreiben will, man müsse nicht wählen zwischen Israel und der arabischen Welt, von der alle, die dort gelebt haben, mit einer Sehnsucht sprechen, als hätten sie die Äpfel des Paradieses gekostet.

Ich versuche, deutlich zu machen, welche Bilder in meinem Kopf verankert sind: Seit dem Kindergarten, lange vor Ilias und Odyssee, den Geschichten aus 1001 Nacht und den Heldensagen, zugleich mit Grimms Märchen: das Alte Testament als unsere Ursprungsgeschichte. Adam und Eva, Noah, Abraham, Jakob, Moses, David, Salomo. Dann Jesus, und mit ihm macht unsere mythische Theologie einen Sprung nach Europa, wo sich von nun an alles abspielt, bis zum heutigen Tag.

Verstehen Sie, was ich meine? frage ich. Mag sein, daß die Israelis mit Mythen Schindluder treiben, um ein Stück Land zu usurpieren, das ihnen nicht gehört, aber diese Mythen sind genau die, die auch in mir stecken. Und zwar in einer Tiefe, an die kein rationales Argumentieren heranreicht.

Eines Abends in einem Restaurant im Brachland der Berliner Mitte schlägt die Diskussion Wellen. Dreimal hintereinander höre ich vom Ende des Tisches immer verbitterter

das Wort »die Israelis«, jemand antwortet in gereiztem Ton, dann wieder die erste Stimme: »Die Juden ...«

Dann fange ich einen anderen Gesprächsfetzen auf: »Die Lehre aus unserer deutschen Geschichte muß doch sein, daß wir gegen Unrecht, wo immer es auch ... und die gequälten Palästinenser ...«

Eine sanftere Stimme antwortet jemandem auf eine Frage, die ich nicht gehört habe: »Schon, aber müssen die Araber denn ebenfalls noch unter unserem Holocaust leiden, indem man nun ihnen, die nichts für das Schicksal der Juden können, ihr Land wegnimmt?«

Schließlich richten sich die Augen von zwei oder drei der erschöpften Diskutanten auf Abbas, als erwarteten sie von ihm, daß er den gordischen Knoten durchschlägt.

Doch der meint, den Blick auf sein Weinglas gerichtet, während man ihm die Frage übersetzt, schließlich nur: »Die Vergangenheit ist die Vergangenheit, heute ist heute.«

Beim Abschied wünscht man mir alles Gute für die bevorstehende Reise. Jemand hebt warnend den Finger und fügt hinzu: Aber glauben Sie nicht, Sie hätten den Orient gesehen, weil Sie im Libanon waren, das ist nicht dasselbe!

*

Kurz vor der Landung blicke ich durchs Fenster und sehe auf dem schwarzen Samtkissen der Nacht unzählige Diamantsplitter funkeln. Oder ist es, denke ich, während das Flugzeug hinabsinkt, ein von hundert Nadelstichen durchbohrter, den Zuschauerraum begrenzender Theatervorhang, hinter dem gleißendes Licht herrschen muß? Was verbirgt er, was werde ich sehen, wenn er sich öffnet?

Jesu Zuflucht in Sidon und Tyrus, denen er prophezeite, es werde ihnen erträglicher ergehen am Tag des Gerichts als den Städten seiner Heimat? Zu Sand, zu Geröll, zu Hügeln am Meeresufer versteinte und aufgetürmte Purpurschnecken, die Müllberge der Tage, als das phönizische Weltreich, mit der Königsfarbe handelnd, das Mittelmeer beherrschte? Zeit, Berge von Zeit, Himmel voller Urzeit, Wiege der Kultur und der Weisheit? In meinem Ohr hallt der Satz wider, den ich in Berlin aus dem Mund eines Syrers hörte: Die heutige arabische Welt? Fäulnis und Stillstand. Fäulnis und Stillstand ... Sanft wie ein fliegender Teppich setzt die Maschine auf dem Rollfeld des Beirut International Airport auf.

Der Buggy wartet anstandslos am Ausgang der Schleuse, die schlafende Paula kann umgebettet werden. Das große Flughafengebäude, leer, mit nackten Betonwänden, könnte überall stehen. Präsenz von Soldaten mit MP und anderen Uniformierten. Wir müssen zunächst an einem Extraschalter Visa kaufen, reihen uns dann in die endlose Schlange zur Paßkontrolle für Europäer ein. Die bewußte, provokante Langsamkeit der kontrollierenden Soldaten (die ein Schwätzchen halten mit Kollegen, die Pässe in Zeitlupe durchblättern, sie anstarren wie Analphabeten) erinnert mich an die alten DDR-Grenzer und weckt die gleichen aggressiv-hilflosen Gefühle. Danach hat es doch nur eine Viertelstunde gedauert.

Wir fahren mit offenen Fenstern, die linde Nachtluft, mediterran, versöhnt mich mit allem, was noch kommen wird. Bei unserer Abreise in Berlin zeigte das Thermometer zwölf Grad unter Null.

Bei jeder Rückkehr in Mittelmeerländer fühle ich mich wie jemand, der sein Leben lang Filzkleidung getragen hat und nun zum ersten Mal in ein Seidengewand schlüpft.

Am Ende des Flughafengeländes passiert das Taxi die erste von zahllosen Armeekontrollen. Die Durchfahrtsbreite ist von rotweiß geringelten Benzintonnen auf zweieinhalb Meter begrenzt, Wachtposten, die MP über der Schulter, treten zwei Schritte vor. Unser Fahrer läßt den Wagen ausrollen, das Fenster hinabgleiten, knipst die Innenbeleuchtung an, hält sein Gesicht ins Licht. Eine lässige Handbewegung des Soldaten, Durchfahrt, eine Dankesgeste des Fahrers, Beschleunigung.

Wir befinden uns auf einer hellerleuchteten, sechsspurigen Stadtautobahn, links und rechts Blitzlichtaufnahmen anarchischen Hochhausbauens, Betongerippe, schwarze Fensterlöcher, zuckende grüne Leuchtreklamen. Wir rasen durch eine Schneise in dem steinernen Wildwuchs. Nachdem wir die Autobahn verlassen haben, im Labyrinth der Stadt mäandern, links abbiegen, dann rechts, dann wieder links, Einbahnstraßen in Gegenrichtung fahren, verliere ich die Orientierung.

Gegen drei Uhr finden wir Schlaf. Ich suche ein Wort, das diesen Gerüchen, dieser Luft, diesen ersten Anblicken gerecht wird, dem nächtlichen, dem Klang einer gestopften Trompete gleichenden Rumoren der lebendigen Stadt, dem kleinen Stückchen kolonialem Empire, das die arabische Belegschaft des Hotels Mayflower mit würdig gezügelter Komödiantenlust und *stiff upper lip* spielt; »*Good evening, Mister Michael*«, sagt der Nachtportier mit dem weißen Menjoubärtchen nach zwei Tagen freundlich, und wenn er

vormittags arbeitet: »*Good morning, Mister Michael, I hope you had a good night*«. Statt der Schleiflackoberflächen deutscher Hotels, an die man sich resigniert gewöhnt hat, liegt hier die Patina der Zeit und des Südens auf Wänden, Möbeln und Teppichen. Ich suche nach einem Wort, das diesen noch vagen Eindruck von Gegenwartsprovisorium auf saturnisch schweren Vergangenheitsfundamenten faßt. Dann fällt es mir ein: *Levante*.

*

Erster Morgen auf dem Balkon: wolkenloser, blauer Mittelmeerhimmel, Sonnenschein, von den hellen Fassaden blendend zurückgeworfen, so daß ich, im Schlafanzug auf dem staubigen Plastikstuhl eine erste genußvolle Morgenzigarette rauchend, meine Sonnenbrille anziehen muß, um auf das gegenüberliegende Haus blicken zu können. Schon jetzt, gegen zehn Uhr, muß es über zwanzig Grad warm sein. Die Luft mild, schmeichelnd, balsamisch, abgasgeschwängert, dazu von unten herauf die Geräuschkulisse aus Gehepe, Geknatter und Geschrei, woran bin ich erinnert: an meine Ankunft in Rom, fast auf den Tag genau vor zwanzig Jahren. Es ist aber bei genauerem Nachdenken weniger das Fremde und Duftende, das Getöse und die Wärme und die Farben, das ansteckend-hektische Leben, das auf der Straße stattfindet, als eine Haltung, eine Einstellung, die mir dieses *Déjà-vécu*-Gefühl gibt: Es ist die ungeheuer produktive Illusion, mit dem Wechsel des Lebensraums ein neuer Mensch geworden zu sein, der von vorn beginnen kann, ohne die Altlasten seines bisherigen Lebens, und das heißt vor allem: zuversichtlich, ohne Mißtrauen, ohne den über Jahre gesammelten Haß und die Verachtung, all die

gestaute Aggressivität, die man fälschlicherweise, wie sich jetzt herausstellt, für seinen stärksten Lebenstrieb gehalten hat, erwartungsvoll, mit neuen, nicht abgewetzten, scharfen Sinnen, an allem interessiert, gegen nichts blasiert, willig geneigt, dem Fremden als einem anderen mit alldem Wohlwollen und der Offenheit zu begegnen, die man zu Hause für das Gleiche, das man jedoch zu kennen glaubt, nicht mehr aufbringen mag. Es heißt auch: befreit, weil anonym, sich fühlend wie ein gereinigtes Palimpsest. In der Fremde ist kein Besitzstand zu wahren, niemandem muß ich die tragikomische Rolle meiner selbst vorspielen; kein Gesicht, in das ich blicken werde, hat mich je enttäuscht.

Damals im Februar 1983 kam ich mit einer Reisetasche und 250 Mark in Rom an und hatte nur diese Adresse an der Piazza Vittorio Emanuele, die Wohnung des Bekannten eines Bekannten. Dort konnte ich drei Wochen bleiben; bis dahin mußte ich einen Gelderwerb und eine Unterkunft gefunden haben.

Ich erinnere mich, wie ich am ersten Tag gegenüber dem Mietshaus in der schattigen Seitenstraße ein Friseurgeschäft betrat und nach der zauberischen Behandlung (das Stakkatoknipsen und Klappern der rasant bedienten Schere um meine Ohrmuschel herum) als ein neuer Mensch den Laden verließ, um noch fast eine Minute vor dem Spiegel in seinem Schaufenster zu verweilen: So schön hatte ich mich nie zuvor empfunden (und nie mehr seither). Ganz Deutschland (mein muffig friedensbewegt-studentisches von 1983) lag mit den dicken schwarzbraunen Strähnen auf den marmorierten Fliesen und wurde von einem trägen Mädchen aus dem Süden in hellblauem Nylonkittel und klappernden Schollsandalen weggefedt.

Ich erinnere mich an einen heißen Tag gegen Ende der ersten Woche, als wir zum Abschluß des täglichen Sprachkurses im kleinen Saal der Schule eine flimmernde alte Kopie (das Schnurren des Projektionsapparates) von De Sicas »Ladri di biciclette« sahen und wie ich dann hinaus in die Spätnachmittagshitze auf den Platz vor dem Bahnhof Termini trat. Der römische Moment, Reklameschilder, Taxis, die Sonne widerspiegelnder Autolack, Rufe, Menschenströme aus der Bahnhofshalle hinaus und in sie hinein, Vespageknatter, in der Sonne schmelzende Drucker-schwärze auf dem *Messaggero*, gelbes Papier des *Corriere dello Sport*, blitzte auf als Lebensgegenwart des Films, und De Sicas überbelichtete Elendsszenen aus den *borgate* der vierziger Jahre verliehen dem unübersichtlichen Chaos des Jetzt Tiefenschärfe, indem sie es um eine Dimension bereicherten: die der Zeit. Plötzlich *sah* ich vierdimensional, und der Augenblick formte sich zu einer einzigen großen Logik: das Leben, ein Atom, und ich darin, ein Teilchen auf seiner unbestimmbaren Bahn.

Damals war ich ganz Hoffnung, ganz Zuversicht, ganz ungebrochener Glaube an mich und meinen Stern. Heute reise ich mit dem Flugzeug und der Visakarte, habe Frau und Kind, steige in einer vom Goethe-Institut bezahlten Hotelsuite ab, bin um tausend Desillusionen und neue Illusionen reicher. Damals wollte ich fort, für mindestens ein Jahr (welch unüberschaubare Zeitspanne), heute fahre ich nur auf Besuch für drei Wochen, dennoch entdecke ich in mir jene empfängliche, freudige Zuversicht von damals wieder. Ich bin noch fast derselbe oder kann es doch offenbar immer wieder werden.

*

Es ist eine weiße Stadt. Mehr als die tatsächlichen Farbtöne (alle Graustufen, Ocker, Sand, Lehm, Rosa, bläuliche und grünliche Pigmente), mehr auch als die jeweiligen Oberflächen (Putz, Kalkstein, Beton oder Marmor) ist es das reflektierte Sonnenlicht, das diesen Eindruck vermittelt. Alles ist hier Spiel von Licht und Schatten, Hell und Dunkel, weshalb ich derartige Orte auch im Kopfkino nur als Schwarzweißfilme erinnere.

Eine Stadt, ganz ähnlich anmutend wie »die weiße Stadt« aus meinen erotischen Tagträumen als Siebzehn-, Achtzehnjähriger, die eine Art an den Rändern unscharf werdendes und ausfransendes Algier war. (Warum Algier? Reminiszenz an »Pépé le Moko«? Aber in meinen Träumen handelte es sich um eine moderne Stadt wie die, die ich hier vom Balkon aus sehe, und deren besondere Atmosphäre ich nur einmal im Kino nachempfunden fand, in einem der Filme, die Alain Tanner Myriam Mézières auf den Körper schrieb, den vor Sinnlichkeit bebenden: »Une flamme dans mon cœur«.)

Dieser Wachtraum bestand aus der immergleichen Szene. Ich folge in einigem Abstand einer Frau durch die zwischen grellem weißem Licht und Schlagschatten liegenden Straßen und Gassen eines Arbeiterviertels, das ich nicht kenne (die Frau kenne ich auch nicht), dann durch ein Hoftor in ein Mietshaus, durch den düster schmutzligen Innenhof in einen Treppenaufgang und in diesem die Stockwerke hinauf, abblättrender Putz, Stockflecken, nie weniger als vier Etagen, manchmal sechs oder sieben.

Interessant machten dieses Szenario die Variablen: unsere Kleidung, unser Zivilisationszustand (sind wir verkommen, schick, beschuht), sind wir beide unbekannt in der Stadt,